

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 49.

Montag, 28. Februar

1927.

Die müde Diana.

(19. Fortsetzung.)

Ein Polizeieroman von Otto Schwerin.

(Nachdruck verboten.)

Der Tag der Ausstellung naht, die Skulptur ist fertig. Doktor Winter muß mit der Tatsache rechnen, daß fremde Menschen seine Gattin als Diana in aller Öffentlichkeit betrachten. Dies muß er zu verhindern suchen. Da er sich nicht blamieren will — er wäre gesellschaftlich unmöglich, wenn die Öffentlichkeit den Ehebruch mit allen pikanten Einzelheiten erführe —, versucht er anonym, auf die Ausstellungsleitung einzuwirken, und als seine Schritte nicht den gewünschten Erfolg zeitigen, greift er zur letzten Möglichkeit, ein Ausstellen der „Müden Diana“ zu verhindern. Er überzieht die Bildsäule mit Anilinfarbe und vernichtet sie. Corell hat natürlich zuerst ein brennendes Interesse, zu erfahren, wer ihn um die Frucht einer einjährigen Arbeit gebracht hat, macht sich aber auf dem Polizeipräsidium gleich verdächtig, als ihm durch einige Ermittlungen der Kriminalpolizei der Gedanke auftaucht, daß Doktor Winter in seiner beleidigten Gattenehre als Attentäter in Frage kommt.

Er versucht sein möglichstes, eine Verhaftung Doktor Winters zu verhindern, sucht sogar zu diesem Zwecke Doktor Luz auf, kann aber die kriminalpolizeiliche Maschine nicht mehr aufhalten. Die Verhaftung soll erfolgen. Als die Beamten in die Wohnung Doktor Winters kommen, ist er tot. Erschossen! Der Verdacht lenkt sich bald auf Corell, der Frankfurt sofort nach der Tat verlassen hat. Ermittlungen des Kriminalkommissars Rehm, der ja vorher als Zeuge vernommen wurde, lenken den Verdacht auf die Frau. Der Verdacht scheint begründet, denn die Tat ist mit dem Revolver von Frau Theodora verübt worden, am Kolben wurden Fingerpuren festgestellt; die einwandfrei von Frau Winter herrühren. Frau Winter selbst flüchtet nach geschehener Tat und wird einen Tag später in Wiesbaden ermittelt und verhaftet.

Der Indizienbeweis, schon an und für sich beinahe lüdenlos, wird durch das Geständnis von Frau Doktor Winter einwandfrei. Frau Doktor Winter hat vor dem Untersuchungsrichter und jetzt vor dem Gericht zugegeben, ihren Gatten im Verlaufe eines Wortwechsels erschossen zu haben. Daß sie die Tat als Notwehr hinstellt, erscheint logisch, ich möchte beinahe sagen selbstverständlich. Von Notwehr kann aber meines Erachtens gar keine Rede sein. Die Begleitumstände sprechen gegen eine derartige Annahme. Ich beabsichtigte zuerst, die Anklage auf Mord zu erheben, habe mich aber zu der Meinung bekehren lassen, daß hier kein Vorbedacht gewaltet hat, daß die Tat wirklich, wie die Angeklagte behauptet, nach einem Wortwechsel erfolgte, im Affekt geschah, wenn auch die Bereitschaft der Pistole wieder für Vorbedacht sprechen würde. Die Angeklagte behauptet, im Verlauf eines Wortwechsels von ihrem Gatten bedroht worden zu sein. Für diese Behauptung muß sie natürlich den Beweis schuldig bleiben, ich glaube an keine Bedrohung, möchte jedoch annehmen, daß die Angeklagte zu der Tat gereizt worden ist und im Affekt gehandelt hat. Wenn Sie die Angeklagte nach dem § 212 des Strafgesetzbuches verurteilen wollten, käme eine Mindeststrafe von fünf Jahren Zuchthaus in Frage.

Ich möchte selbst die Angeklagte vor dem Zuchthaus bewahren und bitte im vorliegenden Falle den § 213 in Anwendung zu bringen, aber dafür die mildernden Umstände zu verjagen. Ich beantrage daher“ — der Staatsanwalt heftete seine Augen scharf auf die zitternde Frau, die, ihren Kopf in die Arme gestützt, auf der Anklagebank sauerte — „die Angeklagte Frau Theodora Winter, geborene Albrecht, zu einer Gefängnisstrafe von drei Jahren unter Anrechnung der Untersuchungshaft zu verurteilen.

Was den zweiten Angeklagten, den Bildhauer Professor Franz Heinz Corell, anbelangt, so hat er sich durch sein Benehmen verdächtig gemacht, vor allem spricht seine Flucht unmittelbar vor oder nach der Tat für seine Schuld, beziehungsweise für seine Beihilfe. Beweise für diese Behauptung konnte jedoch das Gericht nicht beibringen, und seine plötzliche Behauptung, kurz vor der Verhandlung vor dem Untersuchungsrichter, er allein habe Winter aus Eifersucht erschossen, ist zu durchsichtig, um nicht von dem Gericht sofort widerlegt werden zu können. Es ist einwandfrei bewiesen, durch Indizien und durch das Geständnis der Angeklagten Frau Theodora Winter, daß sie allein, ohne Beihilfe, ihren Gatten erschossen hat; die Selbstbezüglichung des Bildhauers Corell entspringt einer an und für sich edlen Aufwallung, sich für die Geliebte zu opfern. Das Gericht glaubt ihm aber hier nicht, es ist davon überzeugt, daß der Angeklagte Corell direkt mit dem Verbrechen nichts zu tun hat; aus diesem Grunde kann und will ich die Anklage gegen Corell nicht aufrechterhalten. Ich beantrage daher Freisprechung.“

Der Staatsanwalt nahm Platz. Der Vorsitzende erteilte dem Verteidiger das Wort.

Dieser, ein junger Rechtsanwalt, hatte die Rede des Vertreters der Anklage mit einem spöttischen Lächeln begleitet; ab und zu wandte er sich an seine Mandantin und wechselte ein kurzes Wort mit ihr. Nachdem ihm das Wort erteilt worden war, erhob er sich, machte den Richtern und Geschworenen eine leichte Verbeugung und begann:

„Meine Herren! Ein hiesiges Blatt hat den Fall Winter den sensationellsten und kompliziertesten Fall genannt, der in den Annalen der Frankfurter Kriminalgeschichte zu verzeichnen ist. Ich möchte diese Behauptung der Presse voll und ganz unterstreichen. Sie stützen hier nämlich über eine Frau zu Gericht, die sich selbst eines Verbrechens bezichtigt, das sie nie begangen hat. Ich erkläre hiermit, die ganze Anklage gegen Frau Doktor Winter ist unhaltbar, weil sie nie die Täterin gewesen ist. Der Täter ist ein anderer. Heute morgen, unmittelbar vor der Verhandlung, sind Tatsachen zu meiner Kenntnis gelangt, die das ganze Gebäude des Indizienbeweises und der Selbstbezüglichung der Frau wie ein leichtes Kartenhaus umwerfen. Gestatten Sie mir, meinen Zeugen vorzustellen, der die ganze Sache in einem anderen Licht darstellt, der in der Lage ist, jeden gewünschten Beweis für seine Behauptung anzutreten, denn er bringt den wirklichen Täter in Person. Der Täter, meine Herren Richter und Geschworenen, ist hier

unter
an dem Verbrecher unschuldig.

Im Zuschauerraum machte sich eine Bewegung geltend. Der Vorsitzende griff zur Glode.

„Ich bedaure“, sagte er ernst, „daß der Herr Verteidiger einen Theatereoup in Anwendung bringen will, um die Unschuld seiner Mandantin zu beweisen. Die Beweisaufnahme ist längst geschlossen worden. Warum hat er sich nicht vorhin gemeldet?“

„Berzählen Sie, Herr Rat“, sagte der Anwalt höflich, „ich konnte nicht. Die neuen Beweise wurden mir erst nach der Pause vorgelegt. Ich mußte sie erst selbst prüfen, und dazu hatte ich“ — ein feines Lächeln huschte über den Mund des Anwalts — „während des Plädoyers des Herrn Vertreters der Anklage die beste Zeit. Darf ich Ihnen hier in der Person des Ihnen sicher persönlich bekannten Herrn Doktor Luz meinen Entlastungszeugen vorstellen? Herr Doktor Luz bittet, eidlich zu der Sache vernommen zu werden. Er bringt Ihnen in der Person des Hauptmanns Raoul da Rivadeiro vom dritten brasilianischen Artillerieregiment in Rio de Janeiro den Mörder Doktor Winters.“

Die beiden Angeklagten waren bei den Worten ihres Verteidigers aufgesprungen und starrten auf die zwei Männer, die langsam sich ihren Weg durch die dichtgedrängte unruhige Zuschauermenge bahnten und auf den Richtertisch zuschritten.

Der Staatsanwalt hatte seine Augengläser abgenommen und puzte nervös daran herum.

Das Gericht selbst schien sich über die weiteren Maßnahmen infolge der veränderten Situation unschlüssig. Endlich ergriff der Vorsitzende das Wort. „Nach Lage der Dinge wird uns nichts anderes übrig bleiben“, sagte er, „als nochmals und erneut in die Beweisaufnahme einzutreten.“

Er neigte sich rechts und links zu den Geschworenen und Richtern, wechselte mit dem Vertreter der Anklage einen zustimmenden Blick und fuhr fort: „Ich bitte die beiden Herren, näher zu treten. Sie, Herr Doktor Luz, sind hier bekannt. Wer ist der Mann in Ihrer Begleitung?“

Luz verneigte sich höflich.

Der Herr Verteidiger nannte seinen Namen bereits, es ist ein brasilianischer Staatsangehöriger, der hier vor Gericht erscheint, um eine Tat zu sühnen, die eine Unschuldige in Untersuchung brachte. Er ist der Mörder des Zoologen Winter beziehungsweise eines unter dem Namen „Curare“ bekannten politischen Provokateurs. Er hat aus Notwehr gehandelt. Ich trete den Beweis für meine und seine Behauptungen jederzeit unter Eid an.“

Rivadeiro warorgetreten. Er machte einige unsichere Schritte auf die Anklagebank zu, als wollte er Frau Theodora stützen, die die Arme auf die Brüstung gestemmt, zitternd den jungen Mann anstarrte.

„Spricht der Zeuge deutsch?“ fragte der Vorsitzende.

Rivadeiro antwortete direkt. „Ja“, sagte er, „ein Dolmetscher ist überflüssig. Ich bin Raoul Anastasio Diego Rivadeiro, geboren in Rio de Janeiro, katholischer Konfession und zweiundzwanzig Jahre alt. Ich bezichtige mich, einen Schurken erschossen zu haben, und zwar in der Notwehr. Er war gerade im Begriff, seine Gattin im Streite niederzuschlagen; ich stand im Nebenzimmer, durch eine Portiere verdeckt und schoß ihn von hinten mit meiner Parabellumpistole nieder. Das sind die Tatsachen, Herr Vorsitzender.“

Der Vorsitzende schüttelte den Kopf. „Das wäre nun der dritte Mörder, der sich selbst bezichtigt, Doktor Winter erschossen zu haben, zuerst die Frau des Getöteten, dann deren Liebhaber und zuletzt Sie, ein völlig Fremder.“

„Ich“, erklärte Rivadeiro, „ich bin der einzige Täter. Den Herrn auf der Anklagebank kenne ich gar nicht, er war jedenfalls bestimmt bei dem Vorfall nicht zugegen, die Frau hatte mit ihrem Gatten einen Streit, sie wurde bedroht, und ich schoß.“

„Das stimmt nicht ganz“, sagte der Vorsitzende. „Es ist nachgewiesen, daß Frau Theodora eine Pistole besessen hat, daß aus dieser Pistole der tödliche Schuß abgegeben wurde.“

„Verzeihung, Herr Rat“, fiel Luz ein, „diese Unstimmigkeit werde ich nachher erklären. Tatsächlich wurde aus der Pistole von Frau Winter geschossen, und zwar von ihr selbst, aber der tödliche Schuß kam aus dem Laufe einer automatischen Pistole, die Herrn Rivadeiro gehörte; vielleicht lassen Sie sich von dem neuen Zeugen den Hergang der Tat und vor allem die interessante Vorgeschichte erst einmal erzählen. Am Ende der Verhandlung wird der ganze Fall klar vor Ihren Augen liegen, dafür bürgere ich Ihnen mit meinem Namen.“

„Gut“, erklärte der Vorsitzende. „Ich bitte den Zeugen Rivadeiro, zu berichten, was er zur Sache auszusagen hat, von einer Verteidigung wird das Gericht vorerst absehen.“

Siebzehntes Kapitel.

„Ich weiß nicht, meine Herren“, begann Rivadeiro, „ob Sie über die Zustände und Verhältnisse in meiner brasilianischen Heimat orientiert sind. Ich bezweifle es, da das ethnographische Interesse des Deutschen, soweit Amerika in Frage kommt, im allgemeinen hinter New York schon zu Ende ist. In Brasilien wohnen viele Deutsche, sie sind in der Mehrzahl angesehen und geachtet, vor allem als fleißige und verlässliche Arbeiter bekannt. Sie wohnen in den Staaten Sao Paulo, Santa Catharina und Rio Grande do Sul und befassen sich mit Ackerbau oder betreiben ein Handwerk. In den großen Städten, wie Rio de Janeiro, Sao Paulo, Bahia usw., lebt auch eine große Anzahl Deutsche, die im Handel und der Industrie geachtete, ja teilweise sogar bedeutende Stellen einnehmen. Nicht von dieser anständigen Art von Deutschen will ich Ihnen hier erzählen, sondern von jenem, glücklicherweise kleinen Prozentsatz deutscher Abenteuerer, die im Mutterland Schiffsbruch gelitten haben, die zu keiner ehrlichen Arbeit bereit oder imstande sind; ich spreche von denen, die da glauben, daß in Brasilien das Geld noch auf der Straße liegt, und wenn sie es nicht gleich zum Aufheben bereit vor der Nase liegen sehen, verklumpen und verkommen.“

Enrique Invierno, wie er sich nannte, in Wirklichkeit hieß er Heinrich Winter, war einer der größten Lumpen, vielleicht der gewissenloseste Schurke, der je das Pflaster von Rio de Janeiro betreten hat. Er war in seiner Jugend in Deutschland Student der Naturwissenschaften, fälschte Wechsel und entkam nur mit Mühe und Not dem Staatsanwalt. Brasilien, und zwar das Brasilien vor zwanzig Jahren, war der rechte Boden für einen Menschen vom Schlage Inviernos. Er hatte einen hellen Kopf, konnte beständig lebenswürdig sein, von einer Lebenswürdigkeit, die dämonisch wirkte, war ein gewandter Reiter und Schütze, sprach mehrere fremde Sprachen, kurz und gut, der richtige Mann für die damaligen unruhigen Verhältnisse, wo ein Präsident den anderen stürzte, eine Regierung die andere ablöste, wo das Land, vor allem die südlichen Provinzen, von Bandenführern wimmelte, die auf eigene Kosten und Gefahr, mehr aber noch auf Kosten fremder Leute Revolution spielten. Einer der gefährlichsten Parteigänger war Invierno, von Freund und Feind „Curare“ genannt. Curare, meine Herren, ist ein Gift, dessen sich die brasilianischen Indianer bedienen, um ihre Feilschergen zu vergiften. Es wirkt sonderbarer Weise nicht im Magen, aber nur ein Atom unter die Haut, ins Blut, bedeutet den sicheren Tod. Der Gefährlichkeit dieses Giftes machte Invierno Konkurrenz. Sein Weg beziehungsweise die Route, die seine Bande zurücklegte, wurde durch Feuer, Mord, Schändung bezeichnet. Er stahl sich ein Vermögen zusammen, das er aber, wie gewonnen, ebenso leicht auch wieder verlor, im Kartenspiel, bei Trinkgelagen und in Gesellschaft lüderlicher Weiber. Er verriet morgen den Freund von heute, nur um des Judaslohnes willen. Dreimal wurde er von den Regierungstruppen gefangen, dreimal zum Tode verurteilt, immer wieder gelang es ihm im letzten Augenblick, seinen Kopf aus der Schlinge des Henkers zu ziehen. Als mit der Wahl Prudente de Moraes Barros geordnete Verhältnisse in Brasilien platzgriffen, zog sich Invierno mit seinen Anhängern nach dem Staate Rio Grande do Sul zurück und inszenierte das bekannte Attentat auf den Präsidenten Moraes, dem der Kriegsminister Bittencourt zum Opfer fiel. In jene Zeit fällt das erste Zu-

Sammentreffen Curares mit der jungen Carmencita Reijos, der Tochter eines Richters aus dem Staate Minas Geraes. Carmencita war eine der hübschesten Frauen in Sao Paulo, sie hatte unter den besten und reichsten Männern ihrer Umgebung wählen können, sie blieb kühl und kalt. Keiner wußte und ahnte, daß sie in den deutschen Abenteurer blind verliebt war, daß sie heimliche Stellidiebstahls mit ihm hatte, ihm glühende Liebesbriefe schrieb. Curare nahm Carmencita wie eine reife Frucht, die ihm von selbst in den Schoß fiel. Er betrog sie am gleichen Tage mit einer ordinären Varietätänzerin, einer schmutzigen Mulattin, die in den Hafenkneipen für die Matrosen tanzte (Schluß folgt.)

Gedenktage im März.

- 1777: Der Wojwode und deutsche Reichsfürst Jos. Alex. Jablonowski, 1768 Begründer der Jablonowskischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig, in Leipzig gest. — 1837: der Ägyptologe und Romanschriftsteller G. Ebers in Berlin geb. — 1852: Der Pädagoge Friedrich Schrader in Duderstadt geb. — 1922: Beginn der neuen Selbständigkeit des Königreichs Ägypten.
- 1837: Der Landschaftsmaler Karl Raupp in Darmstadt geb.
- 1847: Der Geograph Alexander Supan in Innichen in Tirol geb. — 1857: Der Schriftsteller Ernst Cöler von der Planitz in Norwich geb. — 1887: Der Verleger und Literaturhistoriker Kurt Wolff in Bonn geb. — 1917: Die Schriftstellerin Hermine Billinger in Karlsruhe gest.
- 1852: Der russische Dichter Nikolai Wassiljewitsch Gogol in Moskau gest.
- 1827: Der Mathematiker und Astronom Pierre Simon Marquis de Laplace in Paris gest. — Der Physiker Alessandro Graf Volta in Como gest.
- 1887: Der Verleger Karl Reclam gest.
- 1922: Der Chirurg und Schriftsteller Karl Ludwig Schleich in Saarow bei Berlin gest.
- 1897: Der lyrische Dichter Emil Rittershaus in Barmen gest. — 1917: Ferdinand Graf v. Zepfeln in Charlottenburg gest.
- 1877: Der Biologe Emil Abderhalden in Oberuzwil (St. Gallen) geb. — 1902: Der Dichter und Schriftsteller Hermann Altmers in Rechtenfleth bei Bremen gest.
- 1852: Der Chemiker Rich. Anschütz, Universitätsprofessor in Bonn, in Darmstadt geb. — 1857: Der Finanzmann Rudolf Havenstein, ehemaliger Reichsbankpräsident, in Meßeritz geb.
- 1897: Der Lexikograph Daniel Sanders (Wörterbücher!) in Alstrelitz gest. — 1917: Ausbruch der russ. Revolution.
- 1802: Veröffentlichung des ersten Versuches mit elektrischem Bogenlicht: Etienne Gaspard Robertson hatte zuerst leuchtende Funken zwischen zwei Kohlen bemerkt. — 1852: Der schwedische Schriftsteller Alfred af Hedenskierna in Wedasa geb.
- 1852: Der Lustspielautor Oskar Blumenthal, Bearbeiter des Vestingtheaters in Berlin, in Berlin geb.
- 1917: Abdankung des Zaren Nikolaus von Rußland. — 1922: Erklärung der Unabhängigkeit Ägyptens von England; der ägyptische Sultan, Ahmed Fuad wird als Fuad König von Ägypten. — 1917: Zweiter Einbruch der Russen in Ostpreußen.
- 1922: Die Europarablogesellschaft in Berlin beginnt mit dem täglichen Rundfunk der hauptsächlich Kurse aus wichtigen Börsenplätzen der Welt, die über die Großfunkstelle. Rauen in verabredeter Sprache ausgesandt werden.
- 1867: Der Maler Hermann Junker in Frankfurt a. M. geb.
- 1877: Anna Luise (Annelise) von Dessau geb. — 1852: Der Philosoph und Schriftsteller Theodor Birt (Pseud. Beatus Abenanus) in Wandsbek bei Hamburg geb.
- 1907: Der Chirurg Ernst v. Bergmann in Wiesbaden gest.
- 1827: Ludwig van Beethoven in Wien gest. — 1902: Der englische Kolonialpolitiker Cecil Rhodes bei Kapstadt gest.
- 1877: Die Schriftstellerin Liesbet Dill in Dudweiler-Saarbrücken geb.
- 1727: Der Physiker und Astronom Sir Isaac Newton in Kensington gest. — 1857: Papst Pius XI. in Desio bei Mailand geb.

Verunglückte Frühlingsboten.

Von D. Feulner.

In einem moorigen Laubholzbruch Algeriens trippelte eine Schneefienjüngfrau eilig hin und her. Eine plötzliche Anraus hatte sie befallen; ähnlich derjenigen, die im Oktober vorigen Jahres, als sie noch an der Stätte ihrer Geburt in Deutschland weilte, von ihr Besitz erlitt. Damals trieb sie eine unwiderstehliche Macht nach irgendwo hin; und da sie als jüngster Sprößling der zweiten Brut eines Schneefienchepares aus dem Ei gefallen war, so fehlte ihr noch jegliche Lebenserfahrung. Aber der sechste Sinn, den der allgütige Schöpfer in sie gelegt, war ihr Ansporn und Führer zugleich gewesen. Eines Abends hatte sie sich aufgenommen, um die liebgewordene Heimat zu verlassen. In Etappen war sie nach Süden geflogen, immer weiter und weiter, über Täler und Höhen, Flüsse und Seen und dann über das Mitteländische Meer nach Nordafrika, wo ihr Wandertrieb plötzlich erlosch; sie war wohlbehalten in ihre Winterherberge gelangt, wo sie nun schon Wochen und Monate verweilte und herrlich und in Freuden lebte.

Und nun auf einmal gefiel es ihr hier nicht mehr. Ein rätselhaftes Sehnen, eine Art Heimweh hatte sie erfasst und ihr große innere Not geschaffen. Dieser geheimnisvollen Macht widerstehen, war einfach unmöglich, sie wäre lieber „gestorben“, als noch länger hier geblieben. Nach Sonnenuntergang erhob sie sich deshalb und strich — wiederum in Etappen — nordwärts, gerade so, als beständen bei ihr nicht die geringsten Zweifel darüber, in welcher Richtung die eigentliche Heimat, das Ziel ihrer Sehnsucht, zu suchen sei. Schon hatte die Schnefien zwei Teilstrecken zurückgelegt und sich eben zur Bewältigung der dritten erhoben, als sie zu ihrem Entsetzen merkte, daß ein Verfolger hinter ihr her strich. Eiliger regte sie die Schwingen, um den Abstand zwischen sich und dem anderen zu vergrößern, und pfeilschnell schoß sie dahin, daß ihr der Tropenwind nur so um den Stecher pff. Doch der Verfolger ließ sich nicht abschütteln, sondern machte jeden Hafen, jedes Fildak, jede Schwentung der Geängstigten mit, die schon auf das Schlimmste gefaßt war, als ein weiches, beruhigendes Quorren hinter ihr erklang. Da waren Furcht und Schreden wie weggeblasen, denn jenen Ton hatte kein Raubritter der Lüfte von sich gegeben, sondern er galt als Erkennungszeichen der eigenen Sippe. Dieser mußte der Verfolger also angehören. Blitzschnell ging die Schnefienjüngfrau zur Erde nieder, um sich Klarheit zu verschaffen. Gleich darauf machte ein ärtlicher Schnefienjüngling eine artige Verbeugung vor ihr und bat um die Erlaubnis, sie begleiten zu dürfen; denn auch er war in Deutschland beheimatet. Mit großer Freude erklärte sich Schnefienfienchen bereit, die weite und gefährvolle Reise nach der nordischen Heimat in Begleitung des Schnefienjünglings zu machen. Darauf schwangen sich beide wieder in die Lüfte und strichen weiter.

Auf der Insel Sardinien gefiel es ihnen so gut, daß sie hier einige Tage verweilen wollten. Denn der Südwind, auf dessen Schwingen sie bisher geflogen waren, hatte einem unfreundlichen, bärenbeligen Nordwind, der von den Alpen herunterstrich, weichen müssen. Bald änderte sich die Wetterlage aber wieder und die Reise konnte fortgesetzt werden.

Am Nordgestade des lieblichen Genfer Sees, im Kanton Waadt, wurde erneut eine längere Ruhepause eingelegt. Hier brach das erste Verderben über das Pärchen herein, und zwar in Gestalt ihres größten Feindes des Menschen; und das kam so: in einem jungen Eichenwäldchen lagen sie am Tag über dicht nebeneinander. Da vernahmen sie plötzlich ein feines Bimmeln und Klingen. Bald erschrocken, halb neugierig, hoben die Schnefien ihre Köpfe und ergaßten einen schneeweißen Hund, der eine kleine Klingel am Hals trug und kreuz und quer herumlungte. Mit einem Mal blieb er stehen, hob den Kopf und schnüffelte interessiert nach einer bestimmten Richtung. Dann kam er mit schleichenden Schritten in geduckter Haltung dem Vortritt der beiden Vögel näher und näher und blieb endlich bombenfest stehen.

„Attention, béasse!“ sagte jetzt eine Stimme in französischer Sprache, und zwei Männer, die man allerdings hätten nicht Gewehre in den Händen getragen, nicht für Jäger, sondern für biedere Handwerker gehalten, denn jeder hatte einen Lederhosen vorgebunden und die Füße steckten in Holzschuhen — schlurften auf den vorstehenden Hund zu. Schon fast an diesen herangekommen, burrie der Schnefienhahn angstvoll hoch. „Hum — hum“, donnerten hinter ihm zwei Schüsse und warfen ihn in das moderne Laub, wo er noch einige Male trampfhaft mit den Schwingen schlug und dann sein junges Leben ausbauchte. In demselben Augenblick wurde auch Schnefienfienchen hoch, brachte aber so geschickt eine, noch vorjähriges Laub tragende Eiche zwischen sich und die Jäger, daß deren Schüsse fehl gingen. Der Vogel strich in seiner Todesangst nun so weit, daß er vom Hunde nicht mehr gefunden wurde. Am Abend ging dann

die Reife weiter über die Alpenpässe, hinein in deutsches Land. Aber auch hier harrten die Jäger bereits auf die ersten Frühlingsboten. Doch die Schnepfenjungfrau hatte Glück, denn sie strich — vom Zufall begünstigt — immer da, wo kein Jäger stand.

In einer stockdunklen Nacht war es, als die Schnepfe auf ihrem Zuge plötzlich ein blendendes Lichtmeer vor sich eräugte. Sie stieg höher und höher, um es zu überfliegen und befand sich bald über einer großen Stadt, aus der Tausende von Lampen zu ihr heraufleuchteten. Da machte es auf einmal „kratsch“ und noch einmal „kratsch“. Sie vernahm ein melodisches Geräusch, verspürte in demselben Augenblick einen stechenden Schmerz im rechten Flügel und fing an zu sinken, wie ein Schiff, das ein großes Leck bekommen hat. Einen zitternden Laut ausstößend, glitt sie zwischen den Drähten, die die Häuser überspannten und die sie angeflohen hatte, hindurch und tauchte hinab in die schwarze Tiefe. Mit einem hörbaren Plumps fiel sie auf das Pflaster eines engen Hofes. Es blieb ihr gerade noch so viel Kraft, in einen Winkel zu trüppeln, wo sie, den Tod im kleinen Herzen, sich zusammenduckte, um ihr Ende zu erwarten.

Am anderen Morgen, als es kaum Tag geworden, kam der Bädermeister, dem Haus und Hof gehörten, in meine Wohnung und bat mich, doch mal mit ihm zu kommen, in seinem Hofe müßte ein Raubvogel sitzen, denn die Hühner benähmen sich so komisch. Ich ging mit hinaus und fand bald die Schnepfe in einem, von zwei Gebäuden gebildeten Winkel. Ein Hahn und sechs Hühner umstanden sie und machten lange Hälse nach dem fremden Vogel. Die rechte Schwinge war nicht angelegt, sondern hing kraftlos herunter, und an der Spitze des Stechers (Schnabels) verlief ein rosenroter Tropfen, ein sicheres Zeichen, daß die Schnepfe sich auch innere Verletzungen zugezogen hatte, also dem Tode geweiht war. Mit einem kleinen Rütteln aus der Windhülle endigte ich die Qualen des verunglückten Frühlingsboten.

Ein Reinfall.

Von Hugo v. Köller.

Nach dem russisch-türkischen Kriege von 1877/78, der bekanntlich mit der Errichtung des Fürstentums Bulgarien endete, herrschte unter der muslimanischen Bevölkerung in der bisher türkischen Provinz große Unzufriedenheit; sie wollte sich der neuen christlichen Herrschaft nicht unterordnen. Von Konstantinopel aus unterstützt, bildeten sich zahlreiche Räuberbanden, besonders im östlichen Bulgarien, die mordend, brennend und raubend das Land durchzogen. Die junge bulgarische Armee, unter Führung von russischen Offizieren, war größtenteils zur Bekämpfung dieser Banden über die bedrohten Gegenden verteilt.

Ich war Offizier in der zweiten Sotnie (selbständige Schwadron), die von dem deutsch-russischen Rittmeister Baron Sak kommandiert wurde. Wir standen auf Räuberkommando in dem Städtchen Dobritsch, von wo aus wir unsere Streifzüge gegen die Banden unternahmen.

Der mächtigste und gefährlichste Räuberhauptmann war damals Selim Pechliwan, der eine Bande von 250 Mann führte. Sein Feld der Tätigkeit war die bulgarische Dobrudscha. Dieser Mann wurde von Konstantinopel aus mit Geldmitteln unterstützt, und sollte angeblich zwei ehemalige türkische Offiziere bei sich haben, die im Besitze von Spezialkarten von Bulgarien waren.

Selim Pechliwan war ein wahrer Riese von Gestalt, der infolge seines kolossalen Körpers nicht ohne Hilfe in den Sattel steigen konnte. Er operierte außerordentlich geschickt, verteilte seine Bande stets in Gruppen von 20 bis 30 Mann und ließ diese unter Führung eines seiner Vertrauensmänner Raubzüge unternehmen. Wenn auch der Löwenanteil der Beute an ihn abgeführt werden mußte, so bezahlte er doch, wie wir von Gefangenen hörten, seine Leute gut. Selim Pechliwan trat niemals selbst in die Erscheinung; es war unmöglich, sein Standort zu finden. Angenommen wurde, daß er in einem großen Walde südlich der Donau im Bezirk Silistria hause.

Unter uns Offizieren war ein förmlicher Wettkampf entstanden um die Aufhebung dieses Mannes, denn er führte einen Schatz von 10 000 türkischen Piund (etwa 180 000 M.) bei sich, und diese Summe sollte demjenigen zufallen, der Selim Pechliwan lebend oder tot zur Stube brachte.

Säufig hatten wir Gefechte mit Abteilungen der Bande Selims zu bestehen. Wer von seinen Leuten uns lebendig in die Hände fiel, wurde aufgehängt. Bei solch einem

Rencontre hatten wir einmal vier Mann zu Gefangenen gemacht, die natürlich dem Galgen verfallen waren.

In der Nacht, bevor die Leute dem Kriegsgericht zur Aburteilung und Hinrichtung übergeben werden sollten, ließ einer dieser vier dem Tode Geweihten uns um eine Unterredung bitten. Er wollte uns Geständnisse von größter Wichtigkeit machen. Ich hielt die Sache für Dumbbug und riet meinem Freunde ab, sich mit dem Kerl einzulassen. Sak war jedoch nicht so skeptisch wie ich und bestand darauf, daß wir den Mann anhörten. Unter starker Bewachung wurde er uns zugeführt. Seine Geständnisse begann er damit, daß er zugab, Mitglied der Bande Selim Pechliwans zu sein, was bisher alle vier Gefangenen bestritten hatten. Des weiteren erklärte er mit dem ehrlichsten Gesicht von der Welt, daß ihm der Gedanke, aufgehängt zu werden, höchst unpopulär sei. Das war das Einzige, was ich ihm glaubte. Er fragte dann, ob er sein Leben retten könne, wenn er uns Selim Pechliwan überliefere.

Der freudige Schreck und die glänzende Aussicht auf 10 000 Gold-Piura überwältigten meinen guten Sak; er versprach sofort feierlich, daß Hussein — so nannte sich der Kerl — nicht nur frei und ungestraft ausgehen, sondern auch noch eine hohe Belohnung bekommen werde, wenn wir durch ihn den Selim Pechliwan in die Finger bekämen. Hussein war gerührt über die Güte des russischen Kapitän-Effendi und schwor bei Allah und seinem Propheten, daß er uns den Räuberhauptmann ausliefern würde.

Nachdem Hussein wieder abgeführt worden war, kam es zwischen Sak und mir beinahe zu einem Streit. Ich war der Ansicht, daß Hussein uns beschwindelte, Sak aber war überzeugt, daß er die Wahrheit spräche. „Was könnte er davon haben, uns etwas vorzulügen?“ meinte er, „er weiß doch, daß er dann unfehlbar aufgehängt wird. Nein, nein, der Mann will sein Leben retten.“ — „Das glaube ich ja auch“, erwiderte ich, „aber weiter auch nichts.“ Darauf sagte Sak bestig: „Wenn Sie keine Lust haben, an den 10 000 Piund zu partizipieren, dann bleiben Sie doch hier!“ — „Gut — ich bleibe.“

Trotzdem ich mich sonst mit Begeisterung an allen Räuberaffären beteiligte, blieb ich diesmal mit der Überzeugung zurück, daß diese Expedition eine ganz unsinnige sei und der gefangene Räuber nur eine Gelegenheit suche, zu entkommen.

Hussein wurde in Uniform gekleidet, mit Waffen ausgerüstet, aufs Pferd gesetzt und mußte zwischen zwei zuverlässigen Leuten in der Halbschwadron reiten, die Sak nun gegen Selim Pechliwan führte.

Ein Tag nach dem andern verging, ich sah und hörte nichts von Sak. Nach Verlauf von einer Woche klopfte es eines Abends an die Haustür, als ich bereits im Begriff war, mich zur Ruhe zu begeben. Sak war da! Mit großem Hallo eilte ich ihm entgegen. „Kann ich gratulieren?“ — „Quatsch!“ rief er zornig aus. „Hussein ist weg samt meinem Dienstpferd, Uniform und Waffen. Und ich kann nun das alles aus meiner Tasche sehen.“ — „Und Selim Pechliwan?“ fragte ich nicht ohne Schadenfreude. — „Keine Spur von ihm! Das war ein Reinfall!“

Aber auch Selim Pechliwan hatte einen Reinfall erlebt.

Mehrere Jahre später, als ich schon Beamter bei der kaiserlichen Postkammer in Konstantinopel war, hatte ich häufig auf der Hohen Pforte zu tun. Auf dem breiten, langen Korridor im Auswärtigen-Ministerium sah ich einmal zwischen den vielen dort Darrenden einen ungewöhnlich großen, fettstrotzenden Türken am Fußboden hocken, der allgemeines Aufsehen erregte. Ein mir bekannter Sekretär machte mich auf dies menschliche Ungeheuer aufmerksam und erzählte mir, es sei ein gewisser Selim Pechliwan, der nach dem russisch-türkischen Kriege in Bulgarien als Räuberhauptmann tätig gewesen sei!

Das interessierte mich lebhaft. Ich trat an Selim heran, begrüßte ihn und sagte ihm, daß ich in Bulgarien als Offizier gewesen sei, und einen ganzen Sommer hindurch gegen seine Bande gekämpft habe. Er machte ein nichts weniger als freundliches Gesicht, als er mir antwortete: „Effendim, ich bereue jetzt, was ich getan habe. Schade um die Menschen, die dabei ums Leben gekommen sind. Aber von hier“ — er zeigte auf die Tür zum Großwesir — „wurden mir damals so große Versprechungen gemacht, daß ich mich verleiten ließ, nach Bulgarien zu gehen, um den Guerillakrieg ins Land zu tragen. Zwei Jahre habe ich jenes Leben aushalten müssen — und jetzt!“ Er stieß einen häßlichen Fluch aus. „Jetzt sitze ich seit drei Jahren hier vor den Türen der hohen Herren, um mir den versprochenen Lohn zu erbetteln. Nicht einen Para habe ich bisher bekommen — werde auch nichts bekommen. Das war ein Reinfall!“